

# Ein Prager auf der Reise nach Wien

Kafka im Kabarett, in der Korrespondenz mit Karl Kraus und beim Zionistenkongress: Hartmut Binders Band „Kafkas Wien“ ist ein Meisterstück positivistischer Kafka-Forschung aus den Quellen.

Niemand hat über Kafka seit langem so erkenntnisfördernd publiziert wie Hartmut Binder. Die Zahl der Bücher, die er diesem Autor gewidmet hat, ist Legion. Im letzten Jahrzehnt liegt ihr spezifischer Reiz in einer ausführlichen Erforschung des überlieferten Bildmaterials, kombiniert mit detektivischer biographischer Spurensuche. Wahrscheinlich gibt es keinen Händler antiquarischer Postkarten und anderer profaner Archivalien in Europa, mit dem Binder nicht auch persönlich bekannt ist, und wer einmal in seinem Haus in Ditzingen einen Blick in das von Dokumenten und Zeugnissen aller Art überquellende Archiv nehmen konnte, weiß, dass dort, in der schwäbischen Provinz, die positivistische Kafka-Forschung eines ihrer Zentren hat. Den Vergleich mit staatlichen Literaturarchiven braucht es im Kafka-Horizont nicht zu scheuen.

Nach den staunenswürdigen Bildbänden „Kafka und Paris“ (1999) und „Mit Kafka in den Süden. Eine historische Bilderreise in die Schweiz und zu den oberitalienischen Seen“ (2007) hat Hartmut Binder mit dem auf typographische Akkuratheit und vorzügliche Abbildungsqualität setzenden Prager Vitalis-Verlag nun einen weiteren imposanten Bildband mit Großstadtbezug vorgelegt: „Kafkas Wien“. Ein bibliophiles Schmuckstück mit sehr vielen hochwertigen Farbabbildungen.

Der Genitiv „Kafkas Wien“ kaschiert ein Problem. Obwohl Kafka nicht selten Wien besucht hat, waren die Aufenthalte

in der Regel kurz, manchmal nur Stationen auf der Durchreise. Und seine an spezifischer Genauigkeit kaum zu übertreffenden Beobachtungen und die Notizen, die aus ihnen folgten, sind für Wien bei weitem nicht so ausführlich wie etwa die Aufzeichnungen, die sich über die Paris-Reisen und die Schweiz- und Italien-Exkursionen erhalten haben. Binder hat aus dieser Not eine Tugend gemacht und in dem Band nicht nur über Kafka in Wien geschrieben, sondern auch ausgiebig in entgegengesetzter Fragerichtung, und das heißt über die geistige und politisch-materielle Präsenz Wiens in Prag.

Manches lässt sich in seiner Einwirkung auf Kafka schwer einschätzen, etwa die Bedeutung der Kaiserbesuche 1891 und 1901 (die Bilder, die Binder zutage gefördert hat, sind gleichwohl eine Augenlust); anderes ist genauer fassbar, so der Einfluss der Wiener Schriftsteller und Dichter. Die eminente literarisch-biographische Nähe zu Grillparzer (Kafka wird spät noch Milena Jesenská ein Exemplar des „Armen Spielmann“ schenken), die vertrackte Lektüre Adalbert Stifters, die reflektierte Stellung zu Karl Kraus, der mit Kafkas Freund Max Brod in einer scharfen publizistischen Dauerfehde lag – sie sind noch nie so einlässlich beschrieben und analysiert worden wie in diesem Band. Und Binders Recherchen bieten immer wieder Überraschendes. So geht aus seiner Musterung des Kraus-Nachlasses hervor, dass es eine bislang übersehene indirekte Korrespondenz zwischen Kraus und Kafka gegeben hat. Über einen Zwischenträger – den als Lyriker hervorgetretenen Franz Janowitz – erhielt Kraus mindestens zwei Schreiben Kafkas, die er durchaus las, dann aber über Janowitz bescheiden ließ, der Meister empfangt keine Briefe Kafkas. Man sieht: Karl Kraus ist so kurios wie die um seinen Nachlass nicht ganz so bemühte Kraus-Forschung.

Bei manchen aufschlussreichen Abschnitten kann man Binder dabei zusehen, wie das von ihm gefundene Bildmaterial ihn auch dazu verlockt (ein Kafkasches Thema), den Rahmen seines Themas nicht allzu restriktiv auszulegen. Das Kapitel über Kafka „Im Kabarett“ zeigt – manche in Erstproduktionen – Bilder von Chansonetten (Fatinizza) und Tänze-



Auch Kafka war hier zu Gast: Das „Café Central“ war das Stammlokal von Wiener Literaten wie Hugo von Hofmannsthal, Alfred Polgar und Egon Friedell. Abb. aus dem bespr. Band

rinnen (Grete Wiesenthal beim Tanzen des Frühlingsstimmenwalzers von Johann Strauss, Gusti Odys beim Schleiertanz), die in Prag auftraten, aber nur mit Wohlwollen dem Thema „Kafkas Wien“ zugeordnet werden können. Aber man freut sich gleichwohl mit Binder, dass dank seiner Sammelwut und Findigkeit endlich die Gesichter jener Frauen erkennbar werden, die Kafka beeindruckt haben.

Das Zentrum des Bandes bildet eine akribische Darstellung jener halb beruflichen, halb privaten Wien-Reise vom 6. bis zum 13. September 1913, die ihn zum II. Internationalen Kongress für Unfall-

versicherung und Rettungswesen führte und zugleich auf den Zionistenkongress im Goldenen Saal des Musikvereinsgebäudes. Binder rekonstruiert geduldig und detailliert die Kafkaschen Wege, seine Zeitpläne, wertet die erhaltenen Sitzungsprotokolle aus und beschreibt dabei präzise die Halbdistanz, die Kafkas eigentümliche Stellung zu beiden Tagungen charakterisiert. Ein Meisterstück positivistischer Kafka-Forschung aus den Quellen.

Sind Felice Bauer und Dora Diamant im kollektiven Gedächtnis der Kafka-Forschung mit Berlin assoziiert, so Wien mit

Milena Jesenská. Ihrer Beziehung zu Kafka, ihren gemeinsamen Wegen und den Orten ihrer Zusammenkünfte hat Binder die letzten siebzig Seiten seiner Studie gewidmet, auch hier begleitet von brillanten, oft erstmals im Kafka-Kontext zu sehenden Abbildungen von Orten und Personen. Das Siechtum in Kierling kommt nur kurz zur Sprache und zu Bild.

Folgt man der Logik der Produktion, ist der Band zu Kafka in Berlin bereits vorgezeichnet, und wir dürfen uns wieder auf jene ausgeklügelte Balance von Bild und Wort freuen, die Binders Publikationen im letzten Jahrzehnt vor allen

anderen auszeichnen. Vorerst ist dem vorliegenden Wien-Band die Aufmerksamkeit möglichst vieler Leser zu wünschen. Es gibt in diesem Genre nichts Vergleichbares.

ROLAND REUSS

Hartmut Binder: „Kafkas Wien. Porträt einer schwierigen Beziehung“. Vitalis Verlag, Prag 2014. 456 S., geb., ca. 300 Abb., 49,90 €.



# Man sollte in Chemie besser aufgepasst haben

Der Astrobiologe Lewis Dartnell liefert Handreichungen, wie wir nach der Apokalypse überleben können

Nach Lektüre dieses Buches sieht man banale Alltagsgegenstände mit neuen Augen. Nicht ohne Hochachtung wird man künftig auf Golf-Caddies, Tuben mit Superkleber oder, was manchem ohnehin nicht schwerfällt, Flaschen mit naturtrübem Gerstensaft blicken. In diesem Handbuch lernen wir nämlich, dass nach einer nicht ganz unwahrscheinlichen pandemischen Apokalypse die Deep-Cycle-Batterien von Golfmobilen zum Überleben ebenso nützlich sind wie Superkleber zum Wundverschluss und Bierhefe für lebenserhaltende Gärungsvorgänge aller Art. Einer der ersten Wege nach der Katastrophe sollte uns dann, so der Ratschlag des Autors Lewis Dartnell – ein Astrobiologe, der für die britische Raumfahrtagentur arbeitet –, in einen Baumarkt und ein Geschäft mit Campingzubehör führen.

Wenn wir dieses „Handbuch für den Neustart der Welt“ wirklich einmal brauchen sollten, macht es uns zu professionellen Hamsterern. Aber auch für die Zeit, in der die Apokalypse auf sich warten lässt, ist es unterhaltsamer Lesestoff mit vielen Anregungen für vergnügliche Stunden bei der probeweisen Inbetriebnahme eines Aluminium-Schmelzofens oder eines selbstgebastelten Sextanten.

So viel steht fest: Sollte die Apokalypse tatsächlich eintreten und sollten wir zu den glücklichen Überlebenden zählen, kommt gehörig Arbeit auf uns zu, ganz abgesehen von der Verantwortung, die wir dann für die Bewahrung des Weltwissens tragen. Daher enthält das Buch neben Anleitungen zum Bau von Batterien, Dampfmaschinen und Holzvergäsern auch solche zur Herstellung von Papier, Fotografien und Druckern.

Die ideale Ausgangssituation, die Dartnell für die Brauchbarkeit seines Buches entwirft, ist indes ziemlich makaber. Mit der emotionalen Kälte eines Tierpräparators skizziert er ein Szenario, in dem ein durch Interkontinentalflüge schnell verbreiteter Vogelgrippevirus in kürzester Zeit das Gros der Weltbevölkerung dahingerafft hat: „Der größte Teil der Menschheit wurde ausgelöscht, aber alles andere ist noch da.“ Wäre nämlich Letzteres nicht der Fall, kann man ergänzen, wäre Dartnells Buch zu schmal geraten. Eine auf Dauer überlebensfähige Gründerpopulation beziffert er auf 10 000 Personen.

Den Ablauf der ersten Monate nach der Apokalypse hat Dartnell genau vor Augen. Es kommt zu Bränden in den Städten, in Tankstellen und Chemiefabriken. Verwesungsgerüche breiten sich aus, Fahrstühle und das Internet stehen still (oder hat das Silicon Valley noch ein Ass im Ärmel?). Der Druck des Wassers ist zu schwach zur Versorgung von Hoch-



Dieses Rasierklingen-Radio wurde von Kriegsgefangenen um 1940 gebastelt – Lewis Dartnell empfiehlt es für den Neustart der Welt. Abb. aus d. bespr. Band/Foto Tim Sammons

häusern, es zerstört mit der Zeit selbst Stahlbeton.

Die Überlebenden sind gut beraten, sich in Stadtnähe anzusiedeln – in Häusern mit großen Feuerstellen und möglichst fruchtbaren Böden vor der Haustür. Der neue Toilettenstandard wäre das Plumpsklo. Über allem schwebt unterdessen bedrohlich die Internationale Raumstation, die, mangels Steuerung, der Erde immer näher rückt – ein Horrorszenario, auf das wirklich nur der Angestellte einer Raumfahrtagentur kommen kann, während sich die meisten Leser wohl eher fragen werden, welche Gefahr von Kernschmelzen in den vielen Atomreaktoren auf unserem Planeten ausgeht.

Die Überlebenden müssten, so Dartnell, schleunigst lernen, mit Autobatterien und Haarspray effektiv Feuer zu machen. Und nachdem das frische Wasser aus Schwimmbädern und Heißwassertanks aufgebraucht ist, sollten Postapokalyptiker sich rasch mit dem Filtern und der natürlichen Desinfektion des Lebensspenders anfreunden. Als Ausgangspunkt schlägt Dartnell ungerührt eine gesäuberte Mülltonne vor, in der sich

Schichten von Sand, Kies und Kohle abwechseln. Immerhin – für die ersten 55 Jahre nach der Katastrophe genügen zum Sattwerden die konservierten Lebensmittel eines „mittelgroßen Supermarkts“. Nimmt man das Katzen- und Hundefutter hinzu, sind es nach Dartnells Berechnungen sogar 63 Jahre. Danke für den Hinweis.

Jetzt fehlen fürs Erste nur noch Medikamente, die man in verwaisten Krankenhäusern und Apotheken auftreiben kann. Wir folgern: Die Renten sind zwar futsch, aber für den früher mal Ruhestand genannten Herbst des Lebens könnte das angesammelte Material so einigermaßen reichen. Als Nächstes brauchen wir Energie, zunächst nur für Kühlschränke und Notbeleuchtung, später für die Wiederinbetriebnahme industrieller Anlagen. Für den Übergang könnten wir Windräder und Solarmodule anzapfen, im Stil mittelalterlicher Schiffsmühlen kleine Wasserkraftgeneratoren bauen, wie sie in Gorazde während des Bosnienkriegs in Betrieb waren.

Und auch um die Aufrechterhaltung der Mobilität sollte man sich rechtzeitig

kümmern. In den unterirdischen Reservoiren von Tankstellen lagern mehr als hunderttausend Liter Kraftstoff, weiß Dartnell – das genügt für mehr als eine Million Kilometer. Um sich mit der Instandhaltung von Fahrzeugen vertraut zu machen, empfiehlt der Autor schon jetzt einen Blick auf Kubas Straßen.

Das war aber noch längst nicht alles an Vorkehrungen – und spätestens an dieser Stelle wird das Handbuch unübersichtlich und ein wenig absurd. Jetzt wird es hart für alle, die im Chemie- und Physikunterricht nicht aufgepasst haben, denn die chemische Industrie ist für Dartnell die Königsdisziplin eines „Reboots“, und er hält es für unerlässlich, dass der Postapokalyptiker die Grundlagen des Haber-Bosch-Verfahrens beherrscht, welches die Basis für Düngemittel und Sprengstoff liefert. Andererseits wird es zumindest in der Anfangszeit an Dingen für die Felder der Überlebenden nicht mangeln. Und statt Chemikern werden zunächst wohl Bauern, Schmiede, Töpfer und Müller gebraucht werden.

Retroberufe wie Köhler oder Glasbläser werden wieder in Mode kommen, und ein neues Wirtschaftswunder wird zunächst mit der Kleinfabrikation von Kalk (für Baustoffe), Seife (zur Hygiene) oder Alkohol (als ein Allheilmittel) beginnen.

Freilich darf man Dartnells Science-Fiction-Szenario auch nicht allzu ernst nehmen. Schon früh wird deutlich, dass er dem Leser mit den Grundlagen für den Neustart der Welt eigentlich jene unserer heutigen veranschaulichen will. Und in der hat paradoxerweise ein Übermaß an Technik die alltägliche Vertrautheit mit einer Naturwissenschaft verschüttet, die in Standuhr und Wasserrad noch offen zutage trat.

Inkonsequent ist dieses Handbuch insofern, als Dartnell keinerlei Sorge dafür getragen hat, es auch nach der Apokalypse auf der multimedialen Höhe des Internetzeitalters zu halten. Denn dazu hätte es statt auf Papier oder als E-Book (mit nur wenigen Links) wenigstens als DVD-Rom mit Selbstbau-Generator und Mini-computer ausgeliefert werden müssen. Auch ohne Internet hätte es dann Hyperlinks zu weiteren Texten und Videos anbieten können. Dartnell wäre in der neuen Welt eine überragende Bildschirmpräsenz sicher gewesen. UWE EBBINGHAUS

Lewis Dartnell: „Das Handbuch für den Neustart der Welt“. Alles, was man wissen muss, wenn nichts mehr geht. Hanser Berlin, Berlin 2014, 368 S., geb., 24,90 €.



# So liest der Jedi-Ritter

Uwe Jochum kämpft mit Handmedien gegen Digitalia

Geht es um die offensive Digitalisierung von Büchern oder auch Bibliotheken, bekommt man es manchmal immer noch mit Spielarten eines digitalen Adventismus zu tun. Aus dessen Perspektive ist die ansiverte umfassende Online-Verfügbarkeit das Versprechen auf eine grundlegend neue und tatsächlich demokratische Kultur des Umgangs mit Wissen, Informationen und Autorität. Entschiedene Gegenspieler der Adventisten teilen die Grunddiagnose: Auch für sie sind die digitalen Formate eine grundsätzliche Umgestaltung unseres Umgangs mit Büchern, nicht bloß – wie für bescheidener auftretende Fürsprecher der digitalen Formate – dessen Erweiterung und medientechnische Renovierung. Nur sehen sie diese Umwälzung in einem ganz anderen Licht.

Den Konstanzer Bibliothekar und Medienhistoriker Uwe Jochum darf man unter diese entschiedenen Gegenspieler zählen. Kurzgefasst lautet die Diagnose seines nun erschienenen Essays, „dass eine digital operierende Kultur ein Widerspruch in sich ist“. Denn die Digitalisierung höhle genau jene Praktiken der ordnenden Aneignung und Überlieferung von Texten aus, die eine schriftbasierte Kultur in ihrem Kern nun einmal ausmachten. Das ist keine klein zugechnittene Behauptung, und denkbar grundsätzlich geht Jochum denn auch an ihre Begründung.

Auf gerade einmal sechzig Seiten skizziert er große Schritte einer Mediengeschichte, die vom Paläolithikum bis zur Gegenwart reicht. Denn bei den „Wandmedien“, die der Titel seines Essays anführt, handelt es sich um Höhlenbilder unserer paläolithischen Vorfahren. Oder genauer um jenen Anteil an diesen Bildern, die eher abstrakt anmuten und die Jochum – gestützt auf den Anthropologen André Leroi-Gourhan – als protoschriftliche Notationen ansieht.

Mit der Erfindung der eigentlichen Schrift treten dann die transportablen und sammelbaren „Handmedien“ auf den Plan: von mesopotamischen Zählsteinen über Ton- und Wachstafeln bis zur Papyrusrolle und zum gebundenen Kodex aus Papyrus, Pergament oder schließlich Papier. Sieht man von einer eingeflochtenen These ab, warum gerade die christlichen Gemeinden die Form des Papyruskodex für ihre kanonischen Texte bevorzugten – ihre Einschätzung muss den Kennern überlassen bleiben –, interessiert sich Jochum dabei weniger für Materialien und Formen als für die zuerst administrativen, dann im weiteren Sinn philologischen Techniken, um in die gesammelten Tafeln, Rollen und Bücher räsona-

ble Ordnung zu bringen. Das ist historisch wie sachlich ein recht weites Feld, zieht sich hier aber auf einen zentralen Aspekt zusammen: Texte mit den Namen ihrer Urheber zu verknüpfen und ihnen damit Autorität zuzuweisen.

Womit auch schon zu erraten ist, was den Übergang zu den „Digitalia“ in dieser Perspektive ausmacht: der Wegfall gerade dieser zuletzt am Namen hängenden Autorität, die Texte zu verortbaren Stimmen macht und Überlieferung durchsichtig hält – und die ihre Bedeutung in der räumlichen Ordnung von Archiv und Bibliothek entfaltet. Denn die Digitalia löschen für Jochum diese Verortung und deren historische Dimension. Sie sind vollständig dekontextualisierte Medien, deren Inhalte in einem auf Dauer gestellten Jetzt beständig rekombiniert werden. Nichts mehr also, das die langwierige Kulturarbeit des Bedeutung stiftenden Sammelns, Prüfens und Ordnen erfordert oder auch nur möglich machen würde – weder für den einzelnen Leser, der zum bastelnden Nutzer nach eigenem Vergnügen wird, noch für die Institution Bibliothek. Was für eine textbasierte Kultur gilt, muss auch für ihre zentrale Agenten gelten: Eine digitale Bibliothek ist ein Widerspruch in sich.

Eine Handreichung für die Debatten um die konkrete Nutzung von digitalen Formaten auf unterschiedlichen Texterains ist das natürlich nicht. Eher die sehr grundsätzliche und im hohen Ton gehaltene Versicherung einer elementaren Kulturtechnik unter der Perspektive ihrer drohenden Auflösung, nämlich im digitalen Gestöber frei flottierender Texte – eine Art Umkehrbild aller emphatisch hoffnungsvollen Beschwörungen gerade eines solchen Gestöbers. Nimmt man diese Beschwörungen ernst, hat eine solche Gegenrede etwas für sich.

Jochum gibt übrigens auch ein bodenständiges Beispiel, um die Unverzichtbarkeit von wohlgeordneten Handmedien vulgo Büchern vor Augen zu führen: Wenn es um die Bibliothek der Jedi-Ritter gehe, verzichte man schließlich sogar in Hollywood auf Technozauber und halte sich an das alterwürdige Modell von Kloster- und Collegebibliothek. Eine Handbibliothek auf der Enterprise wäre natürlich noch überzeugender.

HELMUT MAYER

Uwe Jochum: „Medienkörper“. Wandmedien. Handmedien. Digitalia. Wallstein Verlag, Göttingen 2014. 62 S., br., 14,90 €.

